

Robinson Crusoe

5 Aus dem Kapitel «Reise ins Unbekannte und ein schreckliches Ende»

In den ersten Wochen unserer Reise stand alles zum Besten. Je weiter wir nach Süden kamen, desto schöner wurde das Wetter. Die Tage waren sonnig und meistens wehte eine kräftige Brise. Die «Cinque Ports» (so hiess unsere Pinasse) lag gut im Wind und hielt streng ihren Kurs gen spanische und portugiesische Küste.

- 10 Die Stimmung an Bord war hervorragend. Zwar führte der Kapitän ein strenges Regiment. Aber jeder beachtete und befolgte seine Anweisungen.

Auch ich war fast immer guter Dinge. Der Kapitän behandelte mich, den Jüngsten an Bord, wie seinen Sohn. Trotzdem musste auch ich jeden Tag mindestens achtzehn Stunden auf den Beinen sein. Und spätestens auf der Höhe von Lissabon schmerzte mir jeder einzelne Muskel.

- 15 Im Grunde war ich Mädchen (oder besser gesagt: Junge) für alles. Mal hatte ich Deckdienst unter dem Befehl des Bootsmannes. Mal half ich den Matrosen die Segel zu setzen. Oder ich ging dem Rudergänger zur Hand. Wenn er mir für einige Minuten das mächtige Steuerrad überliess, so hatte ich ein Hochgefühl, das sich kaum beschreiben lässt: Es war mir, als ob das Schiff allein meinem Befehl unterstehen würde.

- 20 Weniger Freude machte mir die Arbeit für den Schiffszimmerer und den Segelmacher. Beide waren unentwegt mit irgendwelchen Reparaturen beschäftigt und ich war nicht mehr als ihr Handlanger. Dennoch hatte ich schon nach wenigen Tagen schwielige Hände wie ein Alter.

Wir hatten inzwischen die Kanarischen und die Kapverdischen Inseln passiert und streng Kurs gen Südwest genommen. Auch mit dem stärksten Fernglas liess sich längst kein Land mehr sighten. Wir

- 25 waren allein... Ausgeliefert den Elementen, dem Wasser und der Luft.

Zuweilen, wenn die See ruhig war, sassen wir zu zweit oder zu dritt zusammen und vertrieben uns die Zeit mit Würfeln. Oder ich beschäftigte mich mit Daniel, unserem vierbeinigen Reisebegleiter.

Die beiden Katzen, die wir an Bord hatten, liessen sich kaum blicken. Entweder sie waren seekrank oder sie hatten Ärger mit unseren «blinden Passagieren»:

30 Obwohl auch wir ständig Jagd auf sie machten, schienen sie eher mehr als weniger zu werden.

Manchmal, wenn ich sicher war, dass niemand von der Mannschaft in der Nähe war, beobachtete ich das Treiben dieser seltsamen Tiere. Im Grunde waren sie putzige Wesen und besonders ihre lustigen Bewegungen hatten es mir angetan. Dann aber gingen mir die Gerüchte durch den Kopf, nach denen Ratten, wenn sie ausgehungert sind, auch Menschen angreifen. Einer der Matrosen behauptete gar, er
35 habe mit eigenen Augen gesehen, wie Ratten einen Menschen aufgefressen hätten. Ich wollte es nicht glauben. Aber trotzdem schauderte es mir nachts, wenn ich die Tiere herumflitzen und nach Beute jagen hörte.

Ein anderes Wesen an Bord machte uns grössere Sorgen: der Steuermann. Im Grunde schien er ein gutmütiger Mensch zu sein. Er kümmerte sich um niemand. Er wollte aber auch selbst in Ruhe

40 gelassen werden. Die Mannschaft hatte sich längst an seine Mucken gewöhnt. Nur der Kapitän musste natürlich öfter einen Befehl genau dann geben, wenn unser Steuermann gerade mal wieder missgelaunt war. Meistens gab es einen kurzen Wortwechsel und alle wunderten sich, dass der Kapitän so schnell beigab. Hatte er Angst vor seinem Untergebenen oder was waren die Gründe?

Durch einen Zufall stellte ich schliesslich eines Tages fest, dass der gute Steuermann sich an einem

45 Versteck zu schaffen machte. Ich konnte beobachten, wie dieser wichtige Mann an Bord sich kräftig einen hinter die Binde goss!

Welches Risiko! Sollte ich meine Entdeckung dem Kapitän melden? Doch aufkommender Sturm und ein schreckliches Ereignis liessen mich zunächst schweigen.

«Mann über Bord!», schallte es plötzlich an Deck.

50 Die Rufe verhallten fast ungehört im Brausen des mit einem Mal so stürmischen Windes. Zwar war schon seit einigen Stunden das Meer aufgewühlt gewesen und jeder wusste: Hier kündigt sich ein Unwetter an.

Aber die Mannschaft war ganz offensichtlich sturmerprobt und nahm solche Vorboten recht locker.

Auch jetzt, nachdem sich wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, dass ein Matrose beim Einholen eines

- 55 Segels offensichtlich den Halt verloren hatte, blieben die Männer gelassen. Ein paar wurden an die Reeling beordert, um Ausschau nach dem Matrosen zu halten. An eine echte Hilfsaktion war aber gar nicht zu denken. Keiner konnte es bei diesem Wind wagen ein Rettungsboot zu Wasser zu lassen. Jeder hatte Mühe selber irgendwo und irgendwie Halt zu finden, um nicht über Bord geweht zu werden. Ich spürte, wie ich Angst um mein eigenes Leben bekam, während gleichzeitig ein anderes Leben einfach
- 60 aufgegeben wurde. Eben noch hatte ich diesen Matrosen quicklebendig in der Takelage klettern sehen. Und nun kämpfte er irgendwo, schon weit hinter uns, mit dem entfesselten Element oder war längst Opfer eines gierigen Hais geworden...
- Die folgenden Wochen waren die Hölle für uns!
- Der Sturm hatte sich zu Orkanstärke gesteigert und so blieb es... Tag und Nacht!
- 65 Nie zuvor in meinem Leben war ich solchen Gewalten ausgesetzt. Noch bemühten wir uns den Kurs zu halten. Doch dann kam der Befehl vom Kapitän auch die letzten Segel einzuholen. Was danach folgte, war ein einziges Chaos. Ich hatte jedes Gefühl für Zeit verloren. Einige von uns mussten immer wieder unter Deck, um alles Bewegliche festzuzurren. Es drohte Schlagseite und dies hätte sofortiges Kentern bedeutet.
- 70 Dann kam die erste Hiobsbotschaft: «Mastbruch!»
- Die nächste Katastrophenmeldung folgte alsbald: «Schaden am Steuerruder!»
- Verzweifelt versuchte der Schiffszimmermann aussenbords an das beschädigte Teil heranzukommen. Vergeblich. Wir waren den Naturgewalten hilflos ausgeliefert.
- Zufällig hörte ich, wie der Kapitän vom Steuermann den Standpunkt wissen wollte. Sicher war dies
- 75 nach vielen Tagen der fehlenden Orientierung zuviel verlangt. (Ich hatte bisher wenig von der Navigation begriffen.) Aber das Lallen des Steuermanns vom «Kap der Guten Hoffnung» konnte den Führer des Schiffes überhaupt nicht überzeugen.
- «Eigentlich gehörst du an der Rah aufgeknüpft!», brüllte der Kapitän.
- «Aye, aye, Sir!», lallte der Steuermann mit glasigem Blick.
- 80 Es war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe.

Irgendwann, als der Regen etwas nachliess, rief mich der Kapitän zu sich. Er stand auf dem Achterdeck und starrte nach oben. Wolkenfetzen jagten über den Himmel und für Momente konnte man den Mond und die Sterne ausmachen.

«Robinson», sprach der Kapitän mit seltsam gebrochener Stimme, «ich glaube, wir sind verloren. Wenn
85 mich nicht alles täuscht, nehmen wir Kurs auf Westindien oder die Küste von Guayana. Jederzeit kann Land auftauchen. Und dann ist es um das Schiff geschehen!»

Die Wolkendecke hatte sich schon wieder geschlossen. Der Wind heulte ärger denn je. Unser Schiff wurde wie ein Spielball von den Wogen hin- und hergeworfen.

Es mochte noch drei oder vier Stunden gedauert haben, als jemand schrie: «Land! Land in Sicht!»

90 Alles weitere geschah in Minutenschnelle:

Die ganze Mannschaft kam in grosser Hast an Deck gestürzt. Dann ein Knirschen und Bersten... unsere Fahrt war jählings gestoppt! Das Schiff sass fest und hatte sofort erhebliche Schräglage. Schwere Brecher schlugen über Deck. Ich sah, wie der Kapitän und zwei Matrosen versuchten, das Rettungsboot flottzumachen.

95 Mir war klar: Für das Schiff bedeutete jede Welle eine solche Erschütterung, dass es nur eine Frage der Zeit war, wann unser Gefährt auseinanderbrechen würde.

Mit vereinter Anstrengung gelang es uns das Boot zu Wasser zu lassen. Jede Woge schleuderte es mit voller Kraft gegen die Bordwand. Zugleich hörte man, wie unser Schiff in seinem innersten Gefüge knarrte. Mit letzter Kraft schaffte ich es, ins Boot zu springen. Irgend jemand hielt mich gepackt...

100 sonst hätte es mich gleich über Bord gespült.

Als Letzter liess sich der Kapitän herab. Dann gab er den Befehl abzulegen.

Kaum hatten wir die Trossen gelöst, waren wir den rasenden Wassermassen völlig ausgeliefert:

Zwischen dichten Gischtwolken erkannten wir, dass dort, wo unser Schiff aufgelaufen war, raueste Felsenküste war.

105 So gab es nur eine Überlebenschance: weg vom Schiff und weg vom Land!

Doch so sehr wir uns auch mühten... jeder Ruderschlag schien vergebens. Eine Woge nach der anderen schlug über uns zusammen.

Ich wusste: Jetzt geht es zu Ende!

110 **Aus dem Kapitel «Allein in der Wildnis und erste Unternehmungen»**

Gerettet? Verzweifelt und mit klammen Fingern krallte ich mich am glitschigen Gestein fest. Ich spuckte salziges Wasser. Meine Augen brannten. Kaum wollte ich einen Gedanken fassen, schwappte eine Welle über mich und warf meinen Körper gegen die Felsen.

Wo war ich?

115 Ich spürte, wie meine Kräfte schwanden.

Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben! Vergeblich versuchte ich, Kontrolle über meine Hände zu behalten. Erneut schlug eine Woge über mir zusammen. Ich schluckte Wasser. Ich rang nach Luft. Ich wurde losgerissen... und verlor das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich wie in anderen Sphären. Vor meinen geschlossenen Lidern wirbelten bunte Sterne. In meinen Ohren rauschte

120 und brauste es. Ich wollte meine Augen öffnen — aber ich war zu erschöpft. Das Einzige, was ich wahrnahm, war der feste Boden unter mir. Dann drehte sich wieder alles in meinem Kopf. Erneut schwanden mir die Sinne... ich versank in einen Tiefschlaf.

Es musste Stunden gedauert haben, bis ich wieder aufwachte. Und es währte eine weitere Ewigkeit, bis ich mich zurecht fand. Mein Mund und mein Hals brannten. Auf der Zunge hatte ich einen

125 unerträglichen Salzgeschmack. Alle meine Glieder schmerzten. Mit Mühe richtete ich mich auf und stellte verwundert fest, dass meine Kleidung fast trocken war.

Langsam, sehr langsam begriff ich, was passiert war:

Ich war auf mehr als glückliche Weise an Land gespült worden. Während ich in tiefer Erschöpfung hier gelegen hatte, war das Wetter umgeschlagen. Eine heisse Sonne tauchte jetzt den Strand in gleissendes

130 Licht. Das Wasser hatte sich zurückgezogen. Es musste inzwischen Ebbe sein. Das Rauschen und Tosen, das ich noch in den Ohren hatte, war nur Erinnerung. Tatsächlich herrschte fast Windstille, ganz andere, sehr fremdartige Geräusche umgaben mich. Wo in aller Welt befand ich mich?

- Ich versuchte mich zu orientieren: Rechts und links von mir war Strand – teils felsig, teils sandig.
Hinter mir war hügeliges Land – üppig und in einer Art bewachsen, wie ich es noch nie zuvor gesehen
135 hatte.
Welche Tiere mochten sich hier verbergen?
Vergeblich versuchte ich mich in dem Stimmengewirr zurechtzufinden. Es gurrte, es schnatterte, es
kreischte... Das fremdartige Getier bot mir ein wahrhaft exotisches Konzert.
Mit Schaudern dachte ich an Krokodile, Riesenschlangen, Raubkatzen...
- 140 Ein anderer Gedanke machte mir noch grössere Angst: Wenn der Kapitän mit seiner letzten Ortung
Recht gehabt hatte, so befand ich mich jetzt in einem Teil der Welt, wo Menschenfresser, wo
Kannibalen lebten!
Wie sollte ich mich allein und ohne Waffen gegen solch blutrünstige Angreifer wehren?
- 145 Wo waren die anderen vom Schiff? War ich etwa der einzige Überlebende?
Ich wollte laut rufen. Doch meine im Dschungel verborgenen Feinde liessen mich vorsichtshalber
schweigen.
Ich musste mich so bedeckt wie möglich halten. Ich musste mir ein Versteck suchen, ich musste... ich
musste...
- 150 Wieder wurde mir schwindelig. Ich taumelte und sank zu Boden.
Du willst nicht sterben! hämmerte es in meinem Kopf.
Du darfst nicht aufgeben, Robinson! befahl ich mir selbst und erhob mich schwerfällig. Du musst
überhaupt erst einmal feststellen, wo genau du dich befindest!
Kaum war ich mit wackeligen Beinen über einige Felsen geklettert, um eine bessere Aussicht zu haben,
155 blieb ich wie vom Blitz getroffen stehen: Gar nicht weit vom Ufer, windschief und zwischen zwei Felsen
eingeklemmt, lag die «Cinque Ports». Einige Segelfetzen flatterten im Wind. Soweit ich erkennen
konnte, hatte das Schiff steuerbords ein grosses Leck. Ansonsten wirkte es so, als ob es schon Jahre dort
ruhen würde. Ich stand wie in Trance. All die Bilder vom Unwetter und dem Kentern waren wieder da...
In diesem Moment kam mir ein schrecklicher Gedanke: Was wäre gewesen, wenn wir unser Schiff beim

160 Sturm nicht verlassen hätten? Wenn wir an Bord auf das Ende des Sturms gewartet hätten?
Wahrscheinlich wären wir alle noch am Leben. Wir könnten gemeinsam überlegen, was in dieser verzweifelten Situation zu tun wäre... Wir könnten uns gegenseitig Mut zusprechen... Wir könnten uns die verschiedenen Aufgaben teilen... Da plötzlich hielt ich inne. Ich sah, wie sich irgendetwas im Wasser bewegte. Etwas Dunkles kam immer näher, kam direkt ans Ufer geschwommen... Ich kletterte an den

165 Rand des Felsens. Mein Herz pochte. Ich hatte mich nicht getäuscht:
Es war Daniel! Es war der Hund, der uns auf dieser unglückseligen Reise begleitet hatte! Offensichtlich hatte er bis jetzt das lecke Schiff bewacht. Erst bei meinem Auftauchen auf den Felsen hatte er – als Allerletzter – das Schiff verlassen.
«Komm her, du Guter!», rief ich und stolperte ihm entgegen. Meine Stimme klang mir selber höchst

170 fremd. Ich hatte sie schon lange nicht mehr gehört.
Aber zu meiner Enttäuschung gab es keine innige Begrüssung. Daniel schien äusserst verstört. Nervös rannte er am Ufer auf und ab. Zwischendurch hielt er inne und schnüffelte hektisch. Irgendetwas schien ihn zu verunsichern. Vielleicht spürte er die Gefahren, die uns auf diesem unbekannten Eiland erwarteten...

175 Erneut machte ich einen Versuch mich Daniel zu nähern. Doch er wich mir wieder aus, hechelte... und suchte sich einen Weg durch die Felsen.
«Daniel! Bleib bei mir! Daniel!», rief ich mit matter Stimme.
Ich wollte ihm folgen. Aber vergeblich bemühte ich mich mit ihm Schritt zu halten. Er war zu schnell. Ich musste innehalten und lehnte mich erschöpft gegen eine Steinwand. Ein unsägliches Schwächegefühl

180 ergriff von meinem Körper Besitz.
Ich wollte schauen, wohin Daniel verschwunden war. Aber meine Augen gehorchten mir nicht. Wieder vermischten sich die Bilder vor mir mit dem Rauschen des Meeres und dem bedrohlichen Stimmengewirr, das aus dem fernen Grün auf mich eindrang...
Hunger! Durst!

185 Mit einem Mal und seltsamerweise erst jetzt wurde mir bewusst, was mir fehlte. Ich hatte vor Ewigkeiten den letzten Schluck Wasser zu mir genommen. Vom Essen ganz zu schweigen...

Du wirst verdursten!, schoss es mir durch den Kopf. Du hast keinen Krümel Proviant!

Ich fühlte beklemmende Angstgefühle in mir hochsteigen. Es war anders als auf dem Rettungsboot und später an dem rettenden Felsen. Dort hatte ich alle Kräfte gebraucht um mich an irgendetwas –

190 sozusagen am Leben – festzuhalten. Nun aber gab es nichts zum Festhalten. Nun kam die Angst von innen her und verschmolz mit meinem Schwächegefühl...

In diesem Augenblick tauchte Daniel wieder auf. Zu meiner Überraschung kam er jetzt ganz nah. Ja – er stupste mich mit seiner feuchten Schnauze an und schien mir etwas mitteilen zu wollen. Er entfernte sich wieder von mir, hielt inne, kam zurück und rannte wieder den gleichen Weg.

195 «Ja, Daniel... ich komme.», sagte ich fast tonlos und folgte dem Tier.

Es war ein mühsamer Weg über scharfkantiges Gestein, durch heissen Sand, in dem meine Füsse tiefe Spuren hinterliessen. Immer dem üppigen Grün entgegen, das in einiger Entfernung bis zum Strand wuchs.

200 Plötzlich hörte ich lautes Kläffen. Ich blieb abrupt stehen. Mein Herz klopfte laut: Daniel war hinter den Büschen verschwunden und gebärdete sich wie wild.

Das konnte nur eines bedeuten: Es drohte Gefahr! Unwillkürlich griff ich nach einem grossen Stecken, der vor mir im Sand lag. Vorsichtig schlich ich vorwärts.

Das Kläffen wurde lauter. Ich blieb stehen. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Wohin sollte ich fliehen, wenn...?

205 Da lugte Daniel aus den Büschen und bellte mich an. Ich gehorchte und folgte ihm.

Alles Weitere geschah wie in Trance: Ich weiss nur noch, wie ich mit den Knien in klares Wasser sank.

Ich tauchte mein Gesicht in kühles, süsses Wasser... und trank und trank und trank.

Als ich meinen Kopf irgendwann wieder hob, sah ich den schlabbernden Daniel neben mir. Erst jetzt nahm ich meine Umgebung wahr: Es war ausgesprochen schön, ja idyllisch an diesem Platz.

210 Merkwürdige, fremdartige Pflanzen rankten sich an den ebenso eigenartigen Bäumen, das Wasser des Flusses war blaugrün und kristallklar...

Aber die Geräusche! Alles fremd, alles bedrohlich... Ich musste so schnell wie möglich wieder ins Freie, an den offenen Strand!

Wo war Daniel? Mal wieder hatte er sich verzogen ohne Laut zu geben. Ich war allein. Ich hatte Angst.

215 Ich hatte fürchterliche Angst.

Hier, in der Nähe des Dickichts, musste ich befürchten, dass sich jeden Moment ein feindliches Wesen auf mich stürzen konnte...

Ausserdem wollte ich einfach nicht glauben, dass ich tatsächlich der einzige Überlebende war. Ich wollte wenigstens den Strand so weit wie möglich abgehen. Vielleicht gab es doch noch andere, die

220 ähnliches Glück gehabt hatten wie ich.

Glück? Bei diesem Wort kamen mir seltsame Gedanken: Was war eigentlich Glück? Sollte ich mich glücklich schätzen hier und wahrscheinlich als Einziger gestrandet zu sein? Sollte es Glück sein, dass sich eine wilde Bestie oder ein Kannibale auf mich stürzte?

Irgendwann konnte ich wieder die «Cinque Ports» sehen. Die Sonne stand schon tief. Die Segel

225 flatterten flau im Wind. Eigentlich war es ein friedliches Bild. Ich hatte plötzlich das Gefühl, das Schiff läge schon immer dort.

Ich beschleunigte meine Schritte.

Welche Möglichkeiten gab es von hier fortzukommen?

Wo überhaupt befand ich mich?

230 War es Festland? War es eine Insel?

Wie sollte ich nur den nächsten Tag überstehen?

Kaum hatte ich einen Teil des Strandes erreicht, wo ich einen weiteren Küstenstreifen überschauen konnte, blieb ich wie erstarrt stehen. Gleich vor mir lagen Gegenstände, die mir sehr bekannt vorkamen.

Verzweifelt suchte ich mit meinen Blicken den Strand ab:

235 Niemand! Keine Seele!

Nur hier konnten meine Kameraden angespült worden sein. Doch da lag nichts ausser ein paar Schuhen und einem Hut...

Ich war allein. Total allein. Ich fühlte Tränen in meine Augen steigen. Ich hörte mich schluchzen. Ich konnte nicht mehr an mich halten und musste hemmungslos weinen.

240 Ich weiss nicht, wie lang ich so dastand und meinen Gefühlen freien Lauf liess. Ich merkte nur irgendwann, dass es dämmerig geworden war.

Die Tiere! ging es mir wieder durch den Kopf. Am Abend kamen doch viele Tiere aus ihren Schlupflöchern. Ich musste mir dringend einen sicheren Platz suchen, wo ich die Nacht verbringen konnte! Inzwischen hatten sich die Geräusche, die aus dem dichten Grün zu mir herüber drangen,

245 geändert. Laute, exotische Vogelstimmen waren jetzt vor allem zu hören. Ich lauschte und lauschte. Ich merkte, dass ich hier in dieser Fremde überhaupt zum ersten Mal richtig lauschte... jeden einzelnen Ton in seiner Besonderheit wahrnahm.

Für einen kurzen Moment musste ich sogar lächeln. Ich sagte: «Robinson!»

Ich liess das Wort verhallen. Ich versuchte mich zu erinnern, wie andere Menschen gesprochen hatten.

250 Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass ich nie so richtig hingehört hatte. Allein die Stimme meines Vaters war mir einigermassen getreu im Ohr. Ich hörte sehr deutlich seine strengen Worte, die mich zu einem ordentlichen und geregelten Leben mahnten...

Nein! Nein! Nein!

Ich vertrieb diese Erinnerungen aus meinem Kopf. Ich musste mir sofort ein Nachtlager suchen!

255 Der Gedanke, hier irgendwo einfach am Strand zu liegen, liess mich schauern. Also näherte ich mich vorsichtig den Bäumen hinter den Felsen. Einen, von dem ich guten Ausblick hatte, wählte ich als meinen Schlafplatz aus.

Mit Mühe kletterte ich in das dichte Laubwerk. Gerade wollte ich mich weitertasten, als mich ein lautes Rascheln direkt über mir schreckte. Ich wagte nicht zu atmen. Ich wagte nicht hochzuschauen.

260 Dann ein erneutes Rascheln, ein Flügelschlagen... und ein grosses, buntes, papageienähnliches Federtier flog direkt vor meiner Nase davon.

«Verflixte Angst!», fluchte ich. Bisher hatte ich mich für einen ziemlich furchtlosen Menschen gehalten. Hier jedoch fühlte ich mich völlig ausgeliefert und schutzlos.

Eine Zeit lang noch lauschte ich in die Dämmerung. Fern am Ufer sah ich die Schuhe und den Hut im

265 Nachtdunkel verschwinden. Tiefe, lähmende Müdigkeit überfiel mich. Ich machte es mir in einer breiten Astgabel bequem und war sofort eingeschlafen.